



FRIKTIONEN

Beiträge zu Politik und Gegenwartskultur

Ausgabe 15/2011

Auf der Suche nach dem goldenen Kind

Photo: Diana Hofmann

Editorial	S. 2
Fukushima	S. 3
Unentschieden reicht nicht	S. 5
Bilderwitz (Thomas Glatz)	S. 9
General Franco und die Lepra	S. 9
Die Guten ins Töpfchen, die Schlechten ins Kröpfchen	S. 13
Rezensionen	S. 14
Aus dem Plattenarchiv	S. 16

Editorial

Hallo Zusammen,

ein turbulentes Quartal neigt sich dem Ende zu. Transformationen in der arabischen Welt, eine Großkatastrophe in Japan. Die Kernschmelzen von Fukushima stellen die Nutzung der Atomkraft erneut in Frage. Wir wissen noch nicht, was diese Unfälle für die Menschen in Japan bedeutet und das liegt in der Natur der Sache, wie er erste Artikel zu zeigen versucht.

In dieser insgesamt etwas dünneren Ausgabe hat Thomas Glatz den Friktionen die Treue gehalten und startet eine Reihe mit skurrilen Bilderwitzen, die sicherlich den Höhepunkt der visuellen Beiträge darstellen.

Nach wie vor gilt die Einladung für ‚Friktionen‘ zu schreiben, zu zeichnen oder zu fotografieren. Wem's gefällt, kann das Magazin per Newsletter bei friktionen@web.de abonnieren.

München, März 2011

Impressum:

Friktionen erscheint in unregelmäßigen Abständen in elektronischer Form.

Herstellung, Redaktion, Beiträge und Verantwortlicher im Sinne des Presserechts:
Matthias Hofmann
Perhamerstr. 32
80687 München

Fukushima

Jetzt ist es also passiert. Fast 25 Jahre nach Tschernobyl erlebt Japan wie tragende Elemente seiner Fortschrittskonzeption zum nicht mehr kontrollierbaren Alptraum werden. Erdbeben und Tsunami unterminieren in Atomkraftwerk Fukushima-Daiichi alle Systeme, die zum Schutz gegen die Ausnahmesituation konstruiert wurden. Bei einer ganzen Batterie von Reaktoren versagten Kühl- und Sicherungssysteme und es kam zu dem, was die Debatte um die Sicherheit der Atomkraft immer als summum malum beschrieben hatte: einer Kernschmelze. Das klingt nach unheilvoller Transformation des energetischen Zentrums von Anlagen, die einst als hoffnungsvoller Weg in die Zukunft gebaut wurden. Dabei bestehen Reaktorkerne keineswegs aus einer einheitlichen Masse.

Es handelt sich dabei um Konstruktionen, die aus sogenannten Brennstäben und moderierenden Steuerstäben bestehen. Beide Elemente werden von Wasser umspült, das unter hohem Druck steht. Die Brennstäbe selbst sind dabei metallene Rohre, in denen das eigentliche Brennmaterial als sogenannte Pellets gestapelt ist. Die räumliche Anordnung der Stäbe führt durch gegenseitige Wechselwirkung zu Kernzerfällen, die Energie freisetzen. Dieser Prozess wird durch die Regelstäbe gesteuert und die dabei entstehende Energie wird durch das zirkulierende, unter Druck stehende Wasser abgeführt. Im Fall einer Abschaltung eines AKWs werden die Steuerstäbe zwischen die Brennstäbe gefahren, um so die Kernreaktion zum Erliegen zu bringen. Dieser Vorgang führt allerdings nicht zum abrupten Ende der Wärmeproduktion im Reaktor. Die verschiedenen Elemente in den Brennstäben produzieren durch fortgesetzte Kernzerfälle weiterhin Wärme, die je nach Reaktortyp bei 5-10% der Reaktorleistung liegen kann. In dieser Phase kann nur eine fortgesetzte Kühlung durch eine weiterlaufende Wasserzirkulation ein Aufheizen des Kerns verhindern. Fehlt diese Kühlung besteht die Möglichkeit, dass die Stäbe des Reaktorkerns sich bis über ihre jeweilige Schmelztemperatur aufheizen und dementsprechend verflüssigen.

Gerät ein AKW in eine solche Situation ist der Betreiber mit einem Kontrollverlust in mehrfacher Hinsicht konfrontiert. Zum einen sind die Eingriffsmöglichkeiten jenseits von verzweifelten Kühlversuchen stark eingeschränkt. Steuer- und Notsysteme sind beschädigt oder nicht mehr über die Bedienzentrale zu erreichen. Darüber hinaus stehen Informationen über den Zustand des Kerns nicht mehr wirklich zur Verfügung. Für den Reaktordruckbehälter, in dem sich Brennelemente und Steuerstäbe befinden, stellt eine Kernschmelze den äußersten Belastungsfall dar. Es stehen im Normalfall keine Informationen darüber zur Verfügung, ob er ‚halten wird‘, ob also der Austritt von Kernmaterial eintreten wird oder nicht. Kommt es zu diesem Austritt kann es in Verbindung mit Bränden zu Verfrachtungen von großen Mengen radioaktiven Materials in die Atmosphäre kommen. Dieser GAU (größter anzunehmender Unfall) bzw. Super-GAU ist das Szenario, mit dem der Norden Japans im Fall von Fukushima konfrontiert ist.

‚Mangelnde Informationspolitik‘ ist damit fast strukturell die Begleiterscheinung von Großunfällen dieser Art. Es gibt in so einer Phase der katastrophischen Entwicklung schlicht keine Wissensbestände, die gesicherte Vorhersagen oder auch nur die Beschreibung des Anlagenstatus ermöglichen. Steueranlagen für den Kern funktionieren größtenteils schon nicht mehr. Informationen über das, was innerhalb des Stahlbehälters passiert, stehen kaum zur Verfügung, weil Messinstrumente beschädigt

sind oder jenseits ihrer Auslegung laufen. In einer Situation, in der ernsthafte Gesundheitsschäden für eine große Anzahl von Menschen in den Bereich des Möglichen gerückt sind, entfaltet sich zeitgleich ein massiver Bereich von Nichtwissen über das, was ist und das, was wahrscheinlich passieren wird. Deswegen sind die Betroffenen einer Vielzahl dissonanter Informationen ausgesetzt. Evakuierungszonen wechseln Größe und Lage, Grenzwerte für Lebensmittel und Aufenthalt werden modifiziert und Aussagen zur Gefahrenlage und möglichen Entwicklungen ständig revidiert.

Auch die elementare und für die eigene Gesundheit so entscheidende Frage der Verseuchung in der näheren und weiteren Umgegend der Anlage ist durchsetzt von Nichtwissen. Verfrachtet über die Atmosphäre gehen die radioaktiven Stoffe wieder nieder. Dabei komponieren Wetterlage und die spezifische Unfallsituation einen Flickenteppich unterschiedlichster Kontaminationen in näherer und weiterer Entfernung – eine Situation, die nur durch detaillierteste Messungen grob zu kartografieren wäre. Anforderungen, die in der konkreten Katastrophe kaum zu erfüllen sind. Stattdessen finden sich in der Realität der Katastrophenbewältigung oft die einfache Setzung konzentrischer Kreise um den Anlagenstandort – eine genauso einfache, wie im Einzelfall falsche Annahme, die das Phänomen realen Nichtwissens einfach zuschüttet und auf klare und erfüllbare Anweisungen und ‚Grenzen‘ setzt. Lineare Modelle der Belastung, gesetzt gegen eine Verseuchungstopologie, die weitgehend den chaotischen Gesetzen von Meteorologie und Emissionsverlauf folgt und eigentlich keine Grenze, sondern höchstens einen Grenzwert kennt.

Im Zentrum der Evakuations- und Verseuchungskreise, die die Realität der Belastung nur höchst unvollkommen widerspiegeln, kämpfen Bediener und Rettungspersonal für ein Ende der Emissionen. Sie sind mit einer menschengemachten Situation konfrontiert, die in offenen, demokratischen Gesellschaften niemals entstehen sollte. Wenn Sicherungs- und Containmentsystem versagt haben, der Kern geschmolzen ist, gibt es kein gesundes Arbeiten gegen die Katastrophenfolgen. Wer dann zum Kraftwerk fährt, um zu retten, was zu retten ist, muss mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit damit rechnen, sich in den nächsten zwölf Monaten unter unvorstellbaren Schmerzen von Familie und Freunden verabschieden zu müssen. Es ist die eigentlich nicht denkbare Perversion des Opfers der Wenigen zum Wohl der Vielen – eine Entscheidungsnotwendigkeit, die nie das Ergebnis einer menschengemachten Situation sein sollte.

Wir sind in Fukushima nur Zeugen des Beginns einer Katastrophe, der spektakulären Akutphase mit explodierenden Reaktorgebäuden, Brandwolken, todesmutigen Rettern und widersprüchlichsten Aussagen zur Lage im Kraftwerk. Es wird ruhiger werden in den kommenden Wochen und eine neue katastrophische Realität wird im Norden Japans entstehen. Mit Sperrzonen, mit der Unsicherheit von mehreren 100.000 Menschen, die nicht wissen, was der Unfall für sie persönlich bedeutet. Mit Diskussionen darum, was ‚gesund‘ ist und was nicht. Was ‚verstrahlt‘ ist und was lebenswerte Umgebung. Es ist nicht nur das Leiden. Es ist ein Leiden, das mit dem Argument der Sicherheit begonnen hat und in kaum zu bewältigender Unsicherheit endet.

Unentschieden reicht nicht

Die Massengesellschaft der Mitte

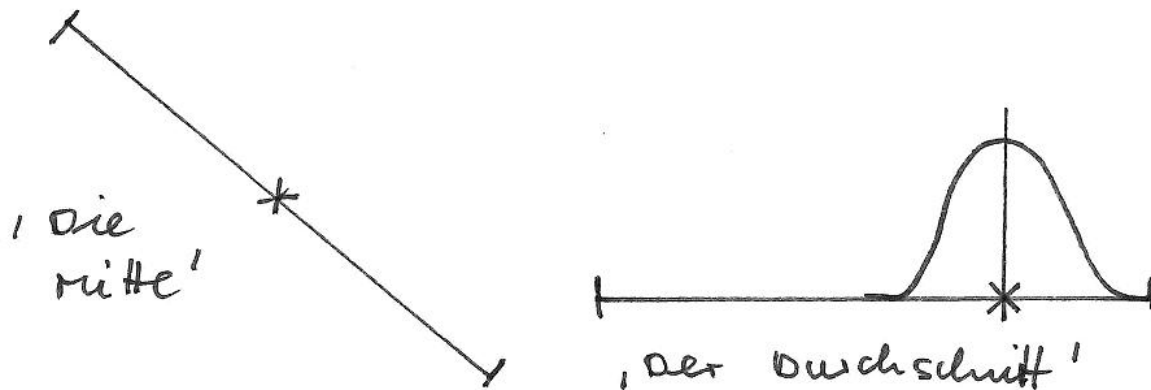
Streit gibt es überall. Das ist nur menschlich. Ein Wort gibt das Andere und jenseits des Kontrollverlusts kommt schnell die ganze Farbigekeit der Sprache zur Geltung – zumindest in ihrer Vielfalt möglicher Herabwürdigungen des Gegenüber. Da gibt es dann die Varianten zum Thema unpopuläre Körperteile (Arschloch), Varianten eher intimer und missglückter körperlicher Funktionen und Tätigkeiten (Hosenscheißer, Wichser), körperlicher Mängel (Weichscheißer, hässlicher Vogel), Hinweise auf mangelnde Intelligenz (Hirni, Schwachmat, Idiot, Dummkopf) oder die Parallele zu skurrilen Gegenständen (Vollpfosten). Es gibt wenige Gebiete mit vergleichbarer vokabularer Ausgestaltung. Nicht auf Anheb einzuordnen und nur selten im Affekt verwendet, aber nichtsdestotrotz herabwürdigend ist das Adjektiv ‚mittelmäßig‘. Es kann im Prinzip in Kombination mit jedem beliebigen Nomen verwendet werden und damit fast jedwede Charakterisierung oder Fähigkeitszuschreibung entwerten.

Es wird dabei aber vergleichsweise selten in der emotionalen Phase eines Streits in Anschlag gebracht. ‚Mittelmäßig‘ ist eine Aussage über den Anderen, die eher einer urteilenden Herabsetzung jenseits des konkreten Streits gleichkommt. Eine Bewertung aus der Position der Ruhe heraus. Woher kommt diese vernichtende Besetzung der Vorstellung von Mittelmaß? Das Wort umgibt eine Aura von fast interesseloser Herabsetzung, von einem Untergehen im Allgemeinen, das durch seine Eigenschaftslosigkeit der Aufmerksamkeit entzogen und damit subjektiv schon fast eigentlich nicht mehr da ist. Wer nie herausragt, wer nie gewinnt, existiert praktisch nicht. Er muss nicht einmal verlieren (hier wäre er immerhin noch Mitproduzent von Siegern), sondern nur einfach selbst nie Sieger sein, um in diese gerichtete Perspektive gesetzt zu werden. Dabei ist das Mittelmaß Ziel jedweder Marketingkampagne und Basis jeder Bürokratischen Vereinfachung. Trotzdem findet sich hier eine tief verwurzelte negative Besetzung. In einer Zeit, in der politische Systeme nie gekannte Größenordnungen von Menschen unter sich vereinigen, ist die Mitte in Verruf geraten. Hannah Arendt hadert in ihrer politischen Theorie mit dem Phänomen der Masse. Im Mittelmaß vermisst sie den Moment der Auszeichnung als einen Angelpunkt des Sozialen, als die Möglichkeit ‚gesehen‘ zu werden. Sie stellt sich damit gegen eine aristotelische Tradition, die in einer starken Mitte einen Hort der Politischen Stabilität und ein Bild des rechten Maßes gesehen hat. Die aktuelle Stimmung scheint demgegenüber eher auf eine pervertierte Form des arendt'schen Standpunkts zu setzen. Die späte Moderne liebt die Gewinner und hat nicht wirklich etwas gegen Verlierer, bieten sie doch jede Menge Ansätze für soziale Distinktion und Voyeurismus.

Was ist die soziale Mitte?

Wann ist ‚man‘ eigentlich mittelmäßig? In der Mitte von was bewegt ‚man‘ sich dann? Mathematisch gesehen ist die Frage noch relativ plausibel zu beantworten. Bei zwei Zahlen lässt sich immer ein Mittelwert bestimmen. Werden die Werte als ‚Randpunkte‘ einer Linie interpretiert, muss man sich von beiden Enden gleich weit zur Mitte hin bewegen. Auch die Statistik kennt den Begriff des Durchschnitts als einen der ‚Mitte‘ anverwandten. Hier befinden wir uns quasi am Ort der gewichteten

Verteilung entlang einer Linie, soll heißen: Wenn alle bethelarm sind und einer stinkreich, ist der Durchschnitt eben nicht ausreichend materiell ausgestattet, sondern ebenfalls arm.



Beide Konzepte beziehen sich dabei auf Phänomene, die quantifizierbar sind. Durchschnitte und Mittelwerte gehören hier der Welt der Zahlen an. Es gibt keinen Durchschnitt ohne Kriterien, die sich in Zahlen fassen lassen.

Wendet man sich dann der zweiten und dritten Dimension zu, spricht also von geometrisch-räumlichen Modellen, so landet man schnell beim Begriff des Schwerpunkts, also der Mitte einer Fläche oder eines Körpers. Jenseits der Idealitäten der euklidischen Formen wie dem Kreis, dem Quadrat oder dem gleichseitigen Dreieck, verblasst die Idee der Mitte hier allerdings schnell. Der Schwerpunkt eines unregelmäßigen Körpers lässt sich nur bedingt mit der Vorstellung verbinden immer gleich weit von den Punkten der Peripherie entfernt zu sein. Hier kommt dem Schwerpunkt eher die Bedeutung einer Art Zentrums der Wirkung der Masse des Artefakts zu. Die Spurensuche in der Mathematik und Physik endet allerdings hier. Dem Sozialwissenschaftler ist das Zentrum etwas ganz anderes als der Physik. Auf den ersten Blick fast eine Entgegensetzung. Hier tauchen Vorstellungen von Verdichtungen auf, von Wirklinien, die vom Zentrum ausgehend die Peripherie beeinflussen. Das Zentrum im Sozialen ist ein nicht unbedingt physischer Ort, sondern eine imaginäre Verdichtung, vor der aus Macht strukturiert und ausgeübt wird. Augenfällig erscheint das bei landläufigen Vorstellungen politisch-staatlicher Organisation mit ‚Hauptstädten‘ und Verwaltungszentren. Aber auch Ideen von kulturellen Zentren verbinden sich mit der Vorstellung von Strukturierungsleistungen für die Peripherie auf den Gebieten von Ästhetik, Stilen und Lebensformen.¹

Mittelmäßigkeit als Objektivierungsbewegung

Mitte, Zentrum, Mittelmaß. Nur Letzteres in der Trias scheint ein ernsthaftes Imageproblem zu haben. Und dieses Problem taucht auch nur in der Verwendung im Sozialen auf. Was ist das Wesen dieser Mittelmäßigkeit? Eine Rückschau auf das mathematische Modell verweist erst einmal nur auf drei Eigenschaften. Es scheint erstens um eine Situation zu gehen, die durch maximal möglichen Abstände zu den Extremen gekennzeichnet ist. Es ist zweitens eine Zuschreibung, die als Globalaussage nur

¹ Interessant wie sehr der Begriff des Zentrums mit hierarchischen Vorstellungen verbunden ist. Ein Zentrum wird als ein Ort gedacht, von dem aus Gefälle in die Peripherie verlaufen. Einer Peripherie, die wiederum ihr Sein über jenes Zentrum und in Differenz dazu definiert.

wenig Sinn macht. Sie provoziert die Frage nach dem quantifizierbaren Maß, schlicht das ‚mittelmäßig worin?‘. Eine kurze Zuwendung zum statistischen Modell zeigt auf den dritten Aspekt: der Mittelmäßige ist nie allein. Rund um den gewichteten Durchschnitt tummeln sich viele.² Es gibt eine große eigenschaftliche Nähe zur ‚Masse‘ (die man selbst mitkonstituiert). Differenz und Kategorie – die beiden Dimensionen, die dem Begriff der Mittelmäßigkeit sein Potential zur Herabwürdigung verleihen.

Die totalisierende Unterstellung im Urteil ‚du bist mittelmäßig‘

Die Mittelmäßigkeit braucht ihren Bezugspunkt, um verortbar zu sein. Die Vorstellung verweist auf ein Kategoriensystem und dessen Verhältnis zu den eigenen Möglichkeiten, dem eigenen Sein. ‚Mittelmäßig in welcher Hinsicht?‘ ist die Frage, deren Antwort dem Mittelmaß ihren konkreten Gehalt gibt. Die Antwort tut dabei immer dann weh, wenn der Bereich sich naturgemäß einer Skalierung entzieht. Ein Urteil ist nur dann eines, wenn es im betroffenen Bereich kein anerkanntes Objektivierungssystem gibt. Ich kann mich über ein mittelmäßiges Einkommen ärgern, ich kann die Ermittlungssysteme dieses Durchschnitts kritisieren – als Person trifft es mich letztlich wenig. Mittelmäßigkeit entfaltet dann seine emotionale Dimension, wenn er auf Gebiete des Tätigseins verweist, deren immanenter phänomenologischer Reichtum nicht auf eine Zahl eingedampft werden kann. Mittelmäßiger Literat, mittelmäßig im Job, mittelmäßig in der Liebe – das tut weh. Es tut weh, weil die mangelnde Objektivierung der Bewertungsskala direkt auf die soziale Dimension der Wertung verweist. Ich bin mittelmäßig für den Blick der Anderen. Dieser Mechanismus wirkt in überhöhter Form, wenn ein kategorialer Bezug gleich weg gelassen wird. Der fehlende Bezug ermöglicht dem Begriff als Urteil dann seinen totalisierenden Weg. Mittelmäßigkeit als Pauschalaussage über das Sein des Anderen – hier liegt Herabwürdigung und Voraussage über die zukünftige Existenz in einem.

So werde ich gesehen und so bin ich dann wohl auch. Dabei kann dem ‚Mittelmaß‘ wie schon erwähnt nur einem partiellen Ausschnitt einer konkreten Existenz zukommen: Einkommen, Schulabschluss, Musikgeschmack, gemessener IQ. Die unfassbare konkrete Existenz ist damit nicht zu beschreiben: Es ist eine soziale Setzung, die oben und unten kennt, Gewinnen und verlieren.

Das unsichtbare Mittelmaß

Gewinnen und Verlieren: die Differenz ist die Grundstruktur auf der Mittelmäßigkeit Wirkung entfalten kann – gleichweit von den Extremen entfernt, nah bei den Vielen der Masse. Hier scheint ein Moment der Unsichtbarkeit, Nichterkennbarkeit auf. In der Differenz erkennen wir die Welt, in Differenzen strukturieren wir Wahrnehmung und Erkenntnis. Die befeuern Reibungspunkte und die Konturierung der Welt. Das Mittelmaß leidet unter einer Armut an Differenzen zur Masse, es hinterlässt keine Spur in Erinnerung und individueller Weltkonstruktion, es ist langweilig und statisch. Im Mittelmäßige er-

² Vom Phänomen der disparaten Verteilung wird dabei einmal abgesehen. Wenn die Hälfte der Bevölkerung arm ist und die andere Hälfte sehr reich und ich als Einziger mit durchschnittlichem Vermögen gesegnet, bin ich zwar eben dieser Durchschnitt, aber trotzdem ein recht skurriles Unikum. Im Armenviertel werde ich ständig angepflaumt, nicht so großkotzig aufzutreten, in der Stadt der Reichen (sie selbstverständlich Hauspersonal aus dem Viertel der Armen haben) bin ich der mickrige Vertreter der Mittelklasse, dem es an der richtigen monetären Dimension fehlt.

kennen wir nichts, werden nicht polarisiert, werden nicht in Bewegung gesetzt. Die mittelmäßige Existenz verblasst, wird Objektiviert und bis zur Kategorie ausgedünnt.

Die Mittelmäßigkeit als Öl im Getriebe des Spektakels

Die Fluchtbewegungen aus diesem Mittelmaß, das keine Aufmerksamkeit binden kann, keine Aufmerksamkeitsemotionen evoziert finden sich besonders ausgeprägt in den Arenen des postmodernen Spektakels der Massenmedien. Die Mitte hat zu wenig Differenz zum täglichen Erleben, sie hat kein Potential für die mediale Aufmerksamkeitsökonomie. Insbesondere das Spektakel ist der Feind des unentschiedenen Mittelmaßes. Hier zählen große Siege und große Niederlagen, das Ereignis, das sich jenseits des ‚Normals‘ konstituiert. Neben dem Voyeurismus gegenüber dem Exotischen, das sich an beiden Enden der sozialen Leiter findet, ist der Wettbewerb das Hauptmittel bei der medialen Organisation der Flucht aus der Mitte. Deswegen eignet sich auch der Sport so hervorragend als eine Arena der zweiten Wirklichkeit, als ein System das laufend Sieger und Verlierer anhand produziert – in Echtzeit und unter dem Nimbus der Ertüchtigung des Körpers und unter Skalierungen, die durch gesetzte Regeln produziert werden. Entsprechend atemberaubend nehmen sich die ökonomischen Karrieren der beliebtesten Sportarten in den Industrienationen aus. Genug ist das indes nicht. Selbst innerhalb der jeweiligen Veranstaltungsrahmen muss die Produktion von Siegern und Verlierern intensiviert werden – deswegen beispielsweise die Drei-Punkte-Regel im Bundesligafußball seit Mitte der neunziger Jahre. Hier finden wir eine massive Abwertung des Unentschiedens, also desjenigen Ergebnisses, das nach 90 Minuten Spiel keine Aussage liefert, wer nun ‚besser‘ oder ‚schlechter‘ ist. So hätte eine Fußballmannschaft, die in den letzten zehn Jahren Bundesliga über die Saison immer unentschieden gespielt hätte, nur in vier Fällen die Klasse erhalten. Immer gleichauf mit jedem Anderen, der das Spiel spielt – trotzdem über 50% Chance auf Abstieg. Der Träger des perfekten Mittelmaßes als einer, der die Produktionsziele verfehlt und deswegen eigentlich nicht mehr mitspielen darf – ganz im Gegensatz zu den ersten dreißig Jahren Profifußball, in denen ein solches Verhalten immer für einen Platz zwischen sieben und zwölf gereicht hätte.

Hier wird auch klar, dass das Exzeptionelle, die Flucht aus der Mitte, die das Spektakel inszeniert, immer nur vertikal gedacht wird. Sport und Wettkampf, Sieger und Verlierer, Oben und Unten. Dann ist Mittelmäßigkeit eine Setzung, eine Rangmäßige Zuweisung, eine Klassifikation einer Eigenschaft, der das Spektakel Seinscharakter zuweist. Ich bin nicht Sieger – ich bekomme diese Zuschreibung durch das Spektakel: der Weltmeister, das Buch des Jahres, der Mitarbeiter des Monats, der Manager des Jahrhunderts. Das treibt dazu, sich ständig in Konkurrenz zu anderen zu definieren, in eine hierarchisierende Setzung von Besser zu Schlechter, nicht nur als ‚Anders‘, aber gleichwertig.

Dabei braucht das Spektakel das Mittelmaß als ein Phänomen der Vielen. Ohne den herabgewürdigten ‚Bauch‘ einer Verteilungskurve ist der Sieger, das Besondere keine Aufmerksamkeit wert. Dabei ist der Preis der Aufmerksamkeit derjenige, der den Sieg so erstrebenswert macht. Das Besondere sein, das nur erkannt wird durch die Aufmerksamkeit des institutionalisierten Dritten, der Medien. Ich bin wer, weil ich erscheine – auf dem Schirm, im Äther.

Es gilt das Mittelmaß als Ruhe in sich selbst gegen diesen Zugriff zu retten – gegen die Arena, gegen den Kampf gegen den Anderen, nur um zu erscheinen. Es gilt den Anderen als jemanden zu begreifen, der in seiner Andersheit, seiner Vielgestaltigkeit und Besonderheit nie wirklich unter den Begriff des totalisierenden Mittelmaßes zu stellen ist, der aber auch durch eine ebensolche Titulierung sich nicht von ‚seinem‘ Weg abbringen lassen darf. Ich bin mittelmäßig – warum nicht – und was heißt das schon?

Bilderwitze

cartoons, die vor allem insekten voll lustig finden



Thomas Glatz

General Franco und die Lepra

Teneriffa. Die Autobahn eins verbindet das Touristenzentrum Los Cristianos und die Hauptstadt Santa Cruz entlang der Ostküste der Insel. Auf der Suche nach einem der wenigen Sandstrände stößt man auf Abades, eine schmucke, aber etwas triste Reihenhaussiedlung. Ferienhäuser, die von Einheimischen und deutschen Touristen genutzt werden, aufgereiht an schachbrettartigen Straßen, eine Kneipe, ein Restaurant, ein kleiner Supermarkt verbergen den Weg zum Meer, ruhen in den meisten Tagen aber in einer unaufgeregten Tristesse, die den Ort angenehm von Touristenzentren unterscheidet. Hinter der kleinen Bucht unter dem Ort thront ein Kirchenrohbau mit überdimensioniertem Kreuz auf der Spitze der Frontseite auf dem ersten Hügel in Richtung Autobahn. Ein abgebrochenes Projekt auf einer Insel, die die letzten zwanzig Jahre von einer regelrechten Bauwut heimgesucht wurde?



Ein Spaziergang auf den Hügel vervielfacht die Fragen. Die unfertige Kirche ist Bestandteil einer Barackensiedlung, die sich um ein zentrales Gebäude gruppiert. Alles aus Beton und Zement, alles unfertig. Offensichtlich nie bezogen, aber trotzdem genutzt. Neben Graffiti finden sich Reste von Möbeln, Matratzen und Öfen achtlos neben die nicht asphaltierten Zufahrtswege geworfen. Teile der Baracken sind verbarrikiert, Fenster vergittert, ein Hauch von postapokalyptischem Überlebenskampf liegt in dem Arrangement.



Die Geschichte der skurrilen Gebäudeansammlung – in ihrem jetzigen Zustand ein Traum für Ruinenjäger mit Hang zum morbiden beginnt in den vierziger Jahren des 20. Jahrhunderts. Damals hieß Abades noch Sanatorio de Abona und war als Standort für Teneriffas Leprastation auserkoren. Die Bauarbeiten begannen 1943 und endeten später ohne Fertigstellung. Der Stil des Kirchenrohbaus mit dem dominierenden Kreuz als Abschluss der Frontfassade verweist auf die Entstehungszeit. Man hatte – so die spärlichen Quellen – das Lepraproblem ‚endgültig‘ gelöst. Lepra auf den kanarischen Inseln? 1940? Als Leser von Foucaults ‚Wahnsinn und Gesellschaft‘ ordnet man die Geschichte der Seuche deutlich anders an. Man neigt dazu, das Ende der großen Leprosorien in Mitteleuropa und die damit

beginnende psychiatrische Einsperrung eher um 1500 zu datieren.³ Auch wenn das für Mitteleuropa gelten mag, hatte Spanien bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts immer wieder mit Neuerkrankungen von Lepra zu kämpfen. Noch heute existieren auf der iberischen Halbinsel Sanatorien.⁴ Insofern bleibt die ‚Lösung‘ des Lepraproblems auf Teneriffa, die zum Baustopp des Sanatoriums geführt hatte ein Rätsel.



Die Geschichte der verfallenen Baracken wird nach dem Baustopp dann auch eine des spanischen Militärs auf Teneriffa. Die Gebäude dienten bis 2002 der Ausbildung des hier stationierten 49. Infanterieregiments im Häuserkampf und war militärisches Sperrgebiet. In den Gebäuden, in verfallenden und vermüllten Räumen, findet sich das liebevoll gemalte Wappen der Einheit. Ein Symbol sozialer Kohäsion, das sich sonst eher in Kasernen und auf Ehrenzeichen findet. Der Sinn ist evident. Das Militär nutzt das Wappen, um Gruppenidentifikation zu fördern, zur Schwächung des Ichs gegenüber der Gruppe, zur Förderung der solidarischen Opfermentalität im Krieg. Als Zeichen der heimatlichen Verortung ziert es Kaserneneingänge und Gebäude. Aber warum auf dem Übungsgelände für den Häuserkampf? Der Müll, die verrammelten Fenster, die kahlen Räume als heimatliche Verortung? Das ‚Willkommen im Dreck‘ gehört zweifellos zu den Mythen militärischer Einsatz- und Opferbereitschaft. Für das Vaterland gehen wir überall hin, wenn uns das Wappen folgt. Nur: man muss genug daran glauben, um jede Menge Farbe mit in die Einöde zu nehmen und das Ganze an eine verschlissene Wand zu malen. Aber schließlich handelte es sich nicht um irgendeine Truppe. Das Regiment diente aller Wahrscheinlichkeit nach unter Francisco Franco.

³ Vgl. Michel Foucault – Wahnsinn und Gesellschaft, Frankfurt am Main 1969, S. 19.

⁴ Vgl. Brömmelhaus, Helga / Navarro Fobbe, Enriqueta – Geschichte der Lepra in Spanien, in: Die Klapper. Mitteilungen der Gesellschaft für Leprakunde e. V., Nr. 15/2007, S. 1-6.



Er war 1936 Militärgouverneur auf Teneriffa – versetzt an den Rand Spaniens von einer demokratischen Regierung, die seine Interventionen fürchtete. Hier begann sein Putsch, der den Beginn des spanischen Bürgerkriegs markiert und der in ein autokratisches Spanien mündete, das in dieser Verfasstheit die Umbrüche der Nachkriegszeit überlebte. Erst im Jahr 2002 wurde das Gelände an eine italienische Investorengruppe verkauft, vermutlich um der touristischen Infrastruktur von Abades größere Hotelanlagen hinzuzufügen. Ein Besuch der morbiden Gebäudeansammlung ist auch heute noch mit Vorsicht zu genießen. Bauarbeiten haben noch keine begonnen und Übungen der Guardia Civil finden wohl nach wie vor unter dem francistischen Kreuz statt.



Die Guten ins Töpfchen, die Schlechten ins Kröpfchen – Sortierung als Nichtung des Sozialen

Wenn es unübersichtlich wird, muss aufgeräumt werden. Das klingt naheliegend und erinnert an Kindheit, an übervolle Zimmer, in denen Dinge, die die letzten Nachmittage bestimmt haben, quer durch den Raum verteilt überall dort liegen, wo sie zuletzt im Spiel gebraucht wurden. Was ist also zu tun? Alles muss zurück an ‚seinen‘ Platz, zumindest dann, wenn man der elterlichen Aufmerksamkeit nicht mehr entkommt. Ein respektabler Haufen Einzelteile ist zu sortieren, bevor klar wird, wohin damit und am Ende ein Kinderzimmer steht, das Eltern stolz macht. Hier wird gelernt, was auch in späteren Jahren als ein Maßstab bürgerlicher Lebensgestaltung gesetzt wird: Die Fähigkeit den persönlichen Lebensraum auf repräsentative und gleichzeitig effiziente Weise zu gestalten. Effizient deswegen, weil man ‚ja nur so Alles findet‘, Dinge des persönlichen Lebensvollzugs schnell hervorholt und Termine, Verabredungen und Erledigungen zu dem Zeitpunkt angegangen werden können, den man sich gesetzt hat oder der gegenüber der Welt ausgemacht ist.

Das, was da jeden Tag geschieht, findet dabei weitgehend implizit statt. Das fällt immer dann auf, wenn die Dinge nicht da sind, wo sie sein sollten und man sich beim besten Willen nicht mehr erinnern kann, wann man sie zum letzten Mal in der Hand gehabt hat – ganz zu schweigen von der Frage, was dann damit geschehen ist. Dabei handelt es sich bei diesem täglichen Vollzug von Lebensbewältigung um ein voraussetzungsvolles Feld. Sortierung fußt immer auf mehr oder minder verzweigten Kategoriensystemen. Kriterien, die das eine vom anderen scheiden, Kriterien, die man dem ‚Ding an sich‘ nicht unbedingt ansieht. In einem typischen Haushalt können Gegenstände sich beispielsweise nach Größe, Verwendungsart, Wert oder Verwendungshäufigkeit gruppieren. Schüssel ist eben nicht gleich Schüssel. In die eine kackt traditionell die Katze, die andere ist der Zubereitung von Desserts vorbehalten. An dieser Stelle tauchen die Momente auf, die hinter der Sortierung liegen – zumindest zeitlich gesehen. Hinter Sortierung und Klassifizierung liegt nämlich im Normalfall eine Vorstellung oder ein Konzept vom Umgang mit dem Ding in der Welt. Das Sortierte als Kategorisiertes und Klassifiziertes ist für den, der trennt, schon mit einem spezifischen Schicksal verbunden. Die ungenießbare Mandarine, ist eine, die noch nicht im Biomüll ist (das ist aber zweifelsfrei ihre Bestimmung). Die gute Mandarine ist eine, die noch nicht im Fruchtkorb auf dem Esstisch liegt (wo sie gefälligst in den kommenden zwei Tagen durch die Kinder zu verzehren ist – Vitamine sind schließlich wichtig).

Das Sortieren an sich stellt also im Normalfall einen Einstieg in Handlungsketten dar, die in gewisser Weise vordefiniert sind und deren implizite Zwangsläufigkeit entlastend bei der alltäglichen Lebensgestaltung wirken. Mit den Entscheidungen, die im Sortieren liegen bzw. der Nutzung des damit verbundenen Kategoriensystems, wird alles weitere in gewisser Weise nackter Vollzug, für den man nicht wirklich bei sich sein, sich nicht mehr wirklich positionieren muss. Der Grenzfall und das Besondere ist da immer Problem, es kann nicht einfach quasi halbbewusst abgearbeitet werden und ruft nach einer Reflexion und Entscheidung.

Dabei reicht diese Art der Weltbewältigung weit über den Raum der Dinge hinaus. Klassifizieren und Kategorisieren sind inhärenter Teil unseres Seins in der Welt, es bestimmt auch das Soziale. Die Kriterien, die hier wirksam werden, sind bekannt und bestimmen unser Leben und den Umgang mit anderen: Nationalität, Alter, Reichtum, Macht, Sozialkompetenz, Ausbildung, Beruf oder Sozialverhalten. Sie spielen als institutionalisierte Verfestigungen vor allem dann eine Rolle, wenn Staat und Großorganisationen mit ihren bürokratischen Unterbauten ihren Umgang mit dem ‚Sozialen‘ entwickeln. Sie verfestigen sich dann zu Fremdzuschreibungen, die sich in unzähligen Dokumenten des vermachteten Umgangs miteinander niederschlagen. Der sortierte und damit objektivierte Mensch ist dann im Blick des Anderen erst einmal Ausländer, Auszubildender, Chef, Politiker oder Harz IV-Empfänger. Die Kategorie entpersönlicht die Beziehung, löst von einer Auseinandersetzung mit dem Singulären, dem Individuellen. Es enthebt von einer Entscheidung und Positionierung gegenüber dem Rätsel, das jede individuelle Existenz, jedes Gegenüber darstellt.

Trotzdem ist das Sortieren als Phänomen des Denkens und des Weltbegreifens unhintergebar. Ohne die Transzendenz im Sinne der Idee des Allgemeinen, unter die das Singuläre subsumiert wird und deren Umsetzung in Sichten auf die Welt, ertrinken wir im einzelnen Phänomen, können keine Haltung einnehmen. Nicht umsonst müssen wir uns erst ‚sortieren‘, wenn wir verwirrt und überanstrengt unzusammenhängend formulieren. Wir sehen buchstäblich Alles und es bedeutet Nichts, ohne die sortierende Wirkung der Kategorie. Trotzdem tut sie dem Singulären Gewalt an. Eine Gewalt, die lediglich abgemildert werden kann. Abgemildert in einer Haltung, die dem Sortierten die Chance lässt, seiner Schublade zu entkommen, zu wandern und an verschiedensten Stellen der Klassifikation aufzuscheinen. Eine Haltung, die sich vom Singulären noch überraschen und bereichern lässt und nicht auf Biegen und Brechen darum kämpft, alles in seiner Schublade zu lassen.

Rezensionen

Eric Hobsbawm – Globalisierung, Demokratie und Terrorismus, München, dtv 2009

Hobsbawm ist ein englischer Historiker, der für seine Analysen des 19. und 20. Jahrhunderts zu Recht Beachtung gefunden hat. Mit ‚Globalisierung, Demokratie und Terrorismus‘ liegt eine Sammlung von Vorträgen und Aufsätzen aus den letzten zehn Jahren vor, die sich mit den wesentlichen Entwicklungen der Weltpolitik am Anfang des 21. Jahrhunderts beschäftigen.

Die nicht überschneidungsfreien Texte zeigen recht ähnliche Perspektiven auf die aktuellen Entwicklungen auf. Hobsbawm konstatiert eine Krise des klassischen Territorialstaats, der im 20. Jahrhundert noch wesentliche Handlungseinheit der internationalen Politik war. In einem der Großteil der Aufsätze erscheint die These einer ‚Krise der Legitimität‘ dieser großen politischen Entität der Moderne: ‚Nur wenige westliche Staaten können heute wie einst der Großteil der sogenannten ‚entwickelten Welt‘ auf eine grundsätzlich gesetzestreue und ‚ordentliche‘ Bevölkerung bauen, in der lediglich die unvermeidlichen Kriminellen und andere Gestalten an den Rändern der sozialen Ordnung aus dem Rahmen fallen⁵ und ‚Seit dem Ende der 1960er Jahre haben die Staaten einiges von diesem Macht- und

⁵ Eric Hobsbawm – Globalisierung, Demokratie und Terrorismus, München, 2009, S. 42.

Ressourcenmonopol eingebüßt und mehr noch von dem Legitimationsempfinden, das für die Gesetzestreue der Bürger bürgt.⁶ Im Kern ist diese Entwicklung für Hobsbawm eine Folge der Durchsetzung neoliberalen politischen Denkens. ‚Das Ideal der Marktsouveränität ist keine Ergänzung der liberalen Demokratie, sondern eine Alternative dazu. Es ist sogar eine Alternative zu jeglicher Form von Politik, denn es leugnet die Notwendigkeit politischer Entscheidungen, die ja gerade Entscheidungen über allgemeine oder Gruppeninteressen sind im Unterschied zur Summe der – ob rational oder sonst wie – getroffenen Entscheidungen von Individuen, die ihre persönlichen Interessen im Auge haben.⁷ Dabei verabschiedet sich der Staat selbst von Aufgaben, die bis in die achtziger Jahre des 20. Jahrhunderts hinein zu seinen Kernaufgaben gehört hat, wie z.B. Postdienste, Polizei oder Militär.⁸ Die Koppelung an den Willen der Regierten (den Hobsbawm nicht zwingend mit einem ‚rationalen‘ oder gar wahrheitsnahen Willen gleichsetzt⁹) lässt unter der sachzwangorientierten Exekution marktnaher Strukturen und Vorgaben zunehmend nach. Diese Entwicklung wird flankiert durch einen zunehmenden Zerfall von Massenbewegungen und Tendenzen zur Entscheidungsfindungen, die der Öffentlichkeit entzogen sind. Hier taucht auch der Begriff des berühmten ‚Hinterzimmers‘ in seinen Darstellungen auf.¹⁰ Nichtsdestotrotz bleibt die Rhetorik dieser ‚neuen‘ Politik in den Mustern des 20. Jahrhunderts verfangen: ‚Gleichwohl können Regierungen nicht einfach mit dem Regieren aufhören. Sie werden denn auch von PR-Experten dazu gedrängt, dass sie ständig als regierend wahrgenommen werden müssen [...].‘¹¹ Hier erinnert Hobsbawm stark an eine banalisierte Version der Thesen von Murray Edelman zur Politik als Ritual.¹² Dieser damit einher gehenden Zerfallsbewegung billigt er eine großes Barbarisierungspotential zu, das er explizit als eine Umkehr des Elias’schen Prozesses der Zivilisierung bezeichnet.¹³ In dieser nicht wirklich postnationalen, sondern eher geschwächt nationalen Welt tauchen neue Quellen der Gewalt auf, die das staatliche Monopol auf Ausübung eben dieser und damit eine der Kerninhalte der klassischen Souveränität in Frage stellen.¹⁴ Entsprechend neu ist das Gesicht des Krieges im 21. Jahrhundert. Es finden sich zunehmend Akteure, die nicht als staatliche Armee konstituiert sind, die Zahl der Konflikte, die US-Strategen als asymmetrische Kriegsführung bezeichnen nehmen zu.¹⁵ Dabei ist auch die Zivilbevölkerung in steigendem Maß betroffen, entweder als Opfer von Gewalt oder als Masse, die gezwungen ist, ihr Lebensumfeld zu verlassen, Flüchtling zu werden.¹⁶ Die zunehmende soziale Ungleichheit, die für Hobsbawm Teil des neoliberalen Regimes ist, schmälert dabei die Chancen auf eine friedliche Konfliktlösung.¹⁷ Insgesamt kann er keine erfolgreiche Institutionalisierung des Konfliktmanagements im 21. Jahrhundert erkennen. Die bipolare Struktur aus der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts mit ihren mehr oder weniger erfolgreichen Kontrollstrukturen ist

⁶ A.a.O., S. 125. Die passive Zustimmung oder etwas zugespitzt formuliert, der Mangel an Widerstandswillen wird Hobsbawm damit zu einem wichtigen Faktor eines funktionierenden staatlichen Gemeinwesens.

⁷ A.a.O., S. 105f.

⁸ Vgl. a.a.O., S. 41.

⁹ Vgl. a.a.O., S. 111.

¹⁰ Vgl. a.a.O., S. 112f.

¹¹ A.a.O., S. 110.

¹² Vgl. Murray Edelman – Politik als Ritual, Frankfurt am Main, 1990.

¹³ Vgl. Eric Hobsbawm – Globalisierung, Demokratie und Terrorismus, München, 2009, S. 42. Gemeint ist damit: Norbert Elias – Über den Prozeß der Zivilisation, Frankfurt am Main 1976.

¹⁴ Vgl. Eric Hobsbawm – Globalisierung, Demokratie und Terrorismus, München, 2009, S. 30.

¹⁵ Vgl. a.a.O., S. 87.

¹⁶ Vgl. a.a.O., S. 23f, 57.

¹⁷ Vgl. a.a.O., S. 34, 47.

ohne Nachfolger geblieben oder in seinen Worten ausgedrückt: ‚Seit dem Ende des Kalten Krieges ist der Umgang mit dem Frieden improvisiert.‘¹⁸

Entsprechend wichtig ist ihm die Untersuchung der Struktur und des Verhaltens der verbliebenen Supermacht aus dem letzten Jahrhundert, der USA. Hier konstatiert er ein Missverhältnis zwischen militärischem und wirtschaftlichem Potential, verbunden mit einer sendungsbewussten Interventionsneigung: ‚Die USA verfügen über die notwendige Mischung aus Größenwahn und Messianismus, die sich beide aus ihren revolutionären Ursprüngen speisen. Die USA sind heute technisch-militärisch absolut überlegen, sie sind überzeugt von der Überlegenheit ihres Gesellschaftssystems, und sie sind sich seit 1989 auch nicht mehr ihrer materiellen Grenzen bewusst, wie dies selbst bei den größten Weltmächten stets der Fall war.‘¹⁹ Die Interventionsneigung dieses ‚messianischen‘ Großsystems sieht Hobsbawm kritisch, er stellt schlicht fest: ‚Die Welt ist heute zu kompliziert, als dass sie sich von einem einzigen Staat beherrschen ließe.‘²⁰

Hobsbawms Gesamtwerk wird mit der zusammenfassenden Veröffentlichung der in diesem Buch versammelten Beiträge nicht unbedingt ein Gefallen getan. In den zweifelsohne intelligent und unterhaltsam geschriebenen Texten liefert er lediglich eine Zusammenfassung aktueller Diskussionen, die sanft angereichert ist durch seine spezifische Perspektive. Die Krise des Staates, die Veränderungen, denen bewaffnete Konflikte in den letzten 20 Jahren unterliegen und die Ratlosigkeit über die Art und Weise, in der die USA ihre Rolle als verbliebene Supermacht ausfüllen, prägen schon längst die sozialwissenschaftliche Diskussion der letzten 15 Jahre. Wirklich Neues hat der Großmeister der aufgeklärten linken Geschichtsschreibung hier nicht beizutragen. Insofern bleiben als Leseempfehlungen seine umfangreichen Darstellungen des 19. und 20. Jahrhunderts aus einer kenntnisreichen sozialgeschichtlichen Sicht.²¹

Aus dem Plattenarchiv

Cliff Barnes and the Fear of Winning – The CD that took 300 Million Years to make (1987)

Johnny Cashs Alterswerk hat viele mit einem Genre versöhnt, das bis Mitte der neunziger Jahre als reaktionäre Volksmusik des weißen Amerika gesetzt war. Country galt als vornehmlich in Nashville produzierte Plastikmusik für eher einfach gestrickte Bevölkerungsteile der USA, durchsetzt mit klassischen Schlagermotiven und einem Patriotismus, der die dunklen Seiten des amerikanischen Traums durchgängig negierte.

Weit vor der Revision dieser Sichtweise hatte sich eine deutsche Band in einer Bewegung doppelter Entfremdung des Genres angenommen. Cliff Barnes and the Fear of Winning kamen aus genau dem Umfeld, das sich diese Musikrichtung von je her als besonderes Feindbild auserkoren hatte. Ehemalige Punker nannten sich nach dem Anti-Helden aus einer amerikanischen Soap und widmeten sich einem

¹⁸ A.a.O., S. 33.

¹⁹ A.a.O., S. 117.

²⁰ A.a.O., S. 158.

²¹ Gemeint sind: Eric Hobsbawm – Europäische Revolutionen. 1789 bis 1848, Zürich 1962; Eric Hobsbawm – Die Blütezeit des Kapitals. Eine Kulturgeschichte der Jahre 1848-1975, Frankfurt am Main 1980; Eric Hobsbawm – Das imperiale Zeitalter. 1875-1914, Frankfurt am Main / New York 1989 und Das Zeitalter der Extreme. Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts, München 1998.

Musikstil, der in der Bundesrepublik kaum über eigenständige Traditionen verfügte. In einer Zeit, in der Musik aus Deutschland noch immer unter den Nachwehen einer überverkauften Neuen Deutschen Welle litt, behaupteten die Musiker aus Quakenbrück unter Einsatz einer recht beachtlichen Promotionkampagne konsequent aus den USA zu kommen und hier nur zu tun, was daheim gelernt worden sei. Diese Simulation von Authentizität als Ansatz trieb die Band aber nie auf die Spitze. Absurde Plattentitel, überdimensionale Cowboy-Hüte und provokante T-Shirts machten das Projekt für ein mitteleuropäisches Independent-Publikum unter der Flagge ‚Parodie‘ kommensurabel und das Projekt erfolgreicher, als es ein durchschnittliches Punk-Konzept vermutlich vermocht hätte. Das Debut ‚The CD that took 300 Million Years to make‘ bietet trotzdem mehr als ein reines Gimmick-Album. Angeschmutzt von der Independent-Vergangenheit eines Großteils der Mitglieder entstand ein Country-Album mit Rockelementen, das auch nach 25 Jahren noch zu unterhalten weiß. Eine absurde Fußnote der mitteleuropäischen Auseinandersetzung mit den kulturellen Strömungen des Mutterlands der Rockmusik, die auch heute noch hörenswert ist.